

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Karlsruher Tagblatt. 1843-1937 1931

1.2.1931 (No. 5)

Die Pyramide Wochenschrift zum Karlsruher Tagblatt

20. Jahrg. No 5



1. Febr. 1931

Ulrich Vernans / Geschichte als Geistesgeschichte
Zu dem neuen Buch von Franz Schnabel

Als Leopold von Ranke in seiner Erstlingschrift die nachher so berühmt gewordenen Worte schrieb: er wolle nur darstellen, „wie es eigentlich gewesen“, war er sich wohl bewusst, daß er damit für die Geschichtsschreibung eine neue Epoche eröffne. Denn seit den Tagen, da die St. Galler oder Lorischer Mönche die wichtigsten Ereignisse in ihre Osterfabeln einschrieben, hatte die Geschichtsschreibung den verschiedensten Zwecken gedient. Bald sollte sie belehren, bald verteidigen, jeder Partei und Weltanschauung wurde sie dienstbar gemacht; bald trat die künstlerische Darstellung zurück hinter dem Wust der ausgebreiteten Dokumente und Aktenmassen, dann wieder wurde zum Zwecke einer künstlerischen Abrundung des Ganzen dem geschichtlichen Ablauf und der geschichtlichen Wahrheit Zwang angetan: aber das Geschichtliche von „geschehen“ kommt, und das es daher die erste Aufgabe des Geschichtsschreibers sein mußte, eben dieses Geschehen so klar und unbefangen wie möglich, „sine ira et studio“ darzustellen, das hatte man vergessen, oder, besser gesagt, man hatte es gar nicht gewußt, oder, wenn man es gewußt hatte, so glaubte man, man könne sich darüber hinwegsetzen, ja man müsse es.

So diente die Geschichtsschreibung, selbst die, welche sich am redlichsten bemühte, in den allermeisten Fällen nicht dem Zweck, dem sie doch dienen sollte. Aber wenn uns Nachlebenden daher aus diesen Geschichtswerken oft die wirkliche Gegenwart der Zeit, die sie behandeln, nicht aufgeht, und der Geschichtsforscher von heute, darin Ranke's großem Vorbilde folgend, seine Darstellung in allererster Linie auf die Quellen der Urkunden und Akten stützt, so sind diese Werke doch nicht nutzlos für uns. Denn, was wir aus ihnen lernen können, das ist der Geist jener Zeiten, hier das Wort nicht gebraucht in dem etwas verächtlichen Sinne, wie es jedem Leser des „Haust“ vertraut ist, sondern so, das man aus jenen Werken wirklich den Geist erkennt, der die Verfasser besetzte, als sie an ihre Aufgabe herantraten. Und so seltsam es klingen mag, das gilt nicht nur für die zusammenhängenden Darstellungen, sondern vielleicht in noch größerem Maße für die Akten und Urkunden selbst. Denn gerade weil sie aus dem täglichen Geschäftsverkehr erloschen, weil sie zunächst gar nicht für die „Nachwelt“ bestimmt waren, lassen sie den Geist der Zeit, die Gesinnungen der handelnden Personen um so deutlicher und unbefangener erkennen, und Ranke sowohl wie Laine haben in ihren Vorreden es ausgesprochen, daß sie beim Studium der Akten in Archiven und Bibliotheken nicht selten das Gefühl gehabt hätten, aus den vergilbten Papieren und halberloschenen Schriftzügen träten ihnen die handelnden Personen lebhaft entgegen.

Zu solchen Betrachtungen fühlt man sich angeregt, wenn man sich in das neue Buch von Franz Schnabel vertieft. Es führt den Titel: „Deutschlands geschichtliche Quellen und Darstellungen in der Neuzeit.“ (1. Band: Das Zeitalter der Reformation 1500 bis 1550. Leipzig und Berlin 1931. Verlag von B. G. Teubner. VI und 375 SS.) Der Verfasser hat sich die Aufgabe gestellt, eine Fortsetzung zu liefern zu dem Werke W. Wattenbachs „Deutschlands Geschichtsquellen im Mittelalter“. Ein solches Werk fehlte bisher für die Neuzeit vollständig. Und es erscheint für diese noch weit wichtiger als für das Mittelalter. Denn so groß auch dort der Quellenstoff ist, so ist er doch gering gegenüber den Massen, die an Akten wie Darstellungen für die Neuzeit vor-

liegen. Auch hier bewies der Buchdruck seine weltumfassende Bedeutung, und das moderne Staatswesen, mehr und mehr auf schriftlichen Verkehr und Rationalisierung angewiesen, häufte unendliche Aktenmassen in seinen Archiven. Nicht nur der Studierende der Geschichte, auch der Lehrer an Universität wie höherer Schule, ja schließlich der selbständige Geschichtsforscher braucht hier einen sicheren Wegweiser, der ihn nicht untergehen läßt in der Fülle des Materials und kostbare Zeit nutzlos verschwenden, bis es ihm gelang, das Wichtige vom Unwichtigen zu sondern. Schnabel will, so wenig oder noch weniger wie Wattenbach, eine vollständige Bibliographie geben, dafür haben wir ja für die deutsche Geschichte den trefflichen „Dahlmann-Verlag“, dessen Neuauflage erfreulicherweise gesichert ist, sondern ihm kommt es darauf an, die wichtigsten Quellenwerke für die einzelnen Zeitabschnitte zu benennen, ihre Entstehung und ihren Wert zu kennzeichnen, anzugeben, aus welchen Bedürfnissen und Gesinnungen heraus sie entstanden sind, ihren Wert als Quelle für unsere heutige Forschung festzulegen und schließlich mitzuteilen, wo sie am besten und sorgfältigsten gedruckt vorliegen, oder wo die Originale aufbewahrt werden und so der Forschung zugänglich sind. Eine Neuierung und Erweiterung Wattenbach gegenüber liegt aber besonders darin, daß auch die modernen Bearbeitungen des betreffenden Zeitabschnittes, hier also des Reformationszeitalters, in den Kreis der Betrachtung gezogen werden, und der Leser so ein anschauliches Bild erhält, wie bedeutende Historiker die zeitgenössischen Quellen und Darstellungen verwendet und ihrer geistigen Einstellung gemäß verwertet und zu einer abgerundeten Darstellung gebracht haben.

Dieser Teil des Buches wird gewiß zunächst der Teilnahme der nicht rein sachmäßig eingestellten Leser besonders sicher sein. Wie Ranke oder Tröltzsch, wie Grisar oder Doll die Ereignisse der Reformation und die großen Persönlichkeiten in ihr gesehen haben, wie Dilthey auch diese Periode einordnet in den gewaltigen Gang der abendländischen Geistesgeschichte, darüber eine klare Anschauung zu bekommen, wird manchem erwünscht sein, dem die Zeit fehlt, die großen Werke selber zu lesen, oder der sich eben durch diese Wetzung den Weg zu ihrem Verständnis bahnen will. Aber ich glaube, man machte dem Verfasser keine Freude, wollte man sein Werk nur nach diesem letzten Abschnitte beurteilen. Er legt ebenso großen Wert auf die ersten Abschnitte, in denen die zeitgenössischen Quellen und Darstellungen behandelt werden.

Und wenn der nicht fachgemäß vorgebildete Leser glaubt, er werde hier nur trockene Gelehrsamkeit und eintönige Aufzählung finden, so wird er sich schon nach den ersten Seiten auf das angenehmste enttäuscht sehen, und er wird verstehen, warum wir diesen Zeilen die Ueberschrift „Geschichte als Geistesgeschichte“ gegeben haben. Gewiß tritt die Gelehrsamkeit, die Beseeltheit, die bibliographische Genauigkeit des Verfassers überall hervor und wird das Werk überall da unentbehrlich machen, wo man sich ernsthaft mit der Geschichte der Reformationszeit befaßt; aber der schriftstellerischen Kunst und der geistigen Lebendigkeit Schnabels ist es überall gelungen, abgerundete Bilder zu bieten und eben das vor unseren Augen entstehen zu lassen, was wir oben den „Geist“ einer Zeit nannten. Dem Zweck des Werkes entsprechend mußte angegeben werden, was die einzelnen Bände

der großen Weimarer Lutherausgabe, die heute für die Forschung die einzig maßgebliche ist, enthalten. Aber diese sorgfältig nach den großen Lebensabschnitten des gewaltigen Mannes gegliederte Aufzählung läßt uns doch ein Bild gewinnen von dem inneren Kämpfen und Streben des Augustinermönches und Doktors der heil. Schrift; sie zeigt uns die schier unermessliche schriftstellerische Tätigkeit des unermüdeten Arbeiters, und sie läßt uns bei der Bibelübersetzung, beim Katechismus und bei der Schrift „von der Freiheit eines Christenmenschen“ wenigstens eine Ahnung gewinnen, welche gewaltige Bedeutung diese Werke, oder soll man eher sagen Taten, für die geistige und sittliche Umwandlung und Erneuerung unseres Volkes gehabt haben.

Und wie werden wir erst in den „Geist“ eingeführt, wenn wir lesen von der Bedeutung, die Straßburg in jenem Zeitabschnitt für die politischen, religiösen und literarischen Verhältnisse jener Zeit gehabt hat, wenn wir die venetianischen Gesandten und die römischen Nuntien ihre Berichte vorlesen hören, mit denen sie in ununterschiedlicher Feinheit und höchstem politischen Spürsinn die Verhältnisse des Landes, in das sie geschickt worden sind, zeichnen, wie ihnen weder das Größte noch das Kleinste entgeht, wie sie den täglichen Gewohnheiten Karls V. und seinem Gesundheitszustand eine ebenso große Aufmerksamkeit schenken, wie den wichtigsten diplomatischen Verhandlungen. Und während hier eine alte Kultur ihre letzten und feinsten Blüten treibt, sehen wir andererseits, wie die junge deutsche Humanistengeneration, deren ewiger Vertreter nun doch einmal Ulrich von Hutten bleibt, mag auch die moderne Forschung manches von seiner „Legende“ weggenommen haben, sich erbaut an dem neugefundenen Tacitus, aber nicht seines Lateins willen, sondern weil aus ihm das Bild der alten Deutschen entsteht, aus den Schilderungen der „Germania“ und dem Lobpreis des Arminius heraus, und wie hier zum ersten Male vielleicht seit Herrn Walters und des Erzpoeten Tagen wieder etwas entsteht, was man als deutsches Nationalgefühl und deutsches Nationalbewußtsein bezeichnen kann. Aber nicht nur diese Zeit steht vor uns auf, sondern auch die sechziger Jahre des letzten Jahrhunderts, da Böding seine Huttenausgabe und D. Fr. Strauß seine Huttenbiographie erscheinen ließen, und bei aller philologischen Genauigkeit in den irrenden Ritter all das hineinlegten, was sie selber ersehnten und in ihrer trägen und dumpfen Zeit vermiften.

Und in Sleidan und Aventin treten uns dann wirkliche Geschichtsschreiber entgegen. Auch sie erfüllt von religiösen Ideen, denn wer konnte sich solchen damals entziehen, aber doch bemüht um geschichtliches Verständnis und geschichtliche Darstellung. Namentlich Sleidan ist sich des Wertes der Quellen wohl bewußt, er verzichtet lieber auf künstlerische Darstellung, um nur die Quellen möglichst ausgiebig zu Worte kommen zu lassen, und bei ledere Bayer Aventin findet bei seinen Forschungsfahrten in den Klöstern manches kostbare Stück verschollenen deutschen Schrifttums.

So liest sich in der Schnabelschen Darstellung die Aufzählung der Geschichtsquellen schier so spannend wie die Geschichte selbst. Wir sehen hinein in jenes sturmbelegte Zeitalter, das nur doch einmal den Auftakt der neueren Geschichte bildet, wir lernen aus

ihren Werken die gewaltigen Männer kennen, die diese Zeit nach ihrem Willen bildeten, wir lesen mit staunendem Schrecken die Worte Kalvins, in die er die Lehre von der Prädestination faßte, und wir bekommen ein Bild, wie die Gelehrten des siebzehnten und achtzehnten Jahrhunderts, heraus aus einer völlig verwandelten Zeit und sich ihres Epigonentums wohl bewußt, fleißig unermesslichen Stoff sammeln, ohne die Fähigkeit zu besitzen, ihn wirklich zu beherrschen. Auch hier bedeutet Herders große Gestalt einen Wandel der Zeiten, die Romantik kommt von ihm her, und selbst Ranke, bei aller Objektivität, kann sich diesen Anregungen nicht entziehen. Gerade die Darstellung Rankes und seiner „deutschen Geschichte“ wird zu einem Höhepunkt des Werkes. Er, der anerkannte Meister der quellenmäßigen Geschichtsschreibung, der Entdecker der venetianischen Relationen, kann auch nicht heraus aus dem Vann, in den ihn Charakter, Bildung und Weltanschauung geschlossen haben. Geschichte ist für ihn Geschichte der großen Weltbeziehungen der leitenden Völker und ihrer führenden Männer, dem Treiben der Unterschichten steht er nicht mit der Teilnahme gegenüber, die wir heute wohl erwarten.

Ueber die Behandlung der Darstellungen aus der neueren Zeit ist bereits gesprochen worden. Sie drehen sich von Döllinger und Janssen bis zu Holl und Griesar hauptsächlich um die Periode Luthers und um die Bedeutung seines Werkes für den deutschen Geist und das deutsche Volk. Auch hier spricht aus den Darstellungen der Geist der Zeit, aus dem heraus sie entstanden sind, und namentlich bei Janssen weist Schnabel einsichtig darauf hin, aus welchen Beweggründen heraus der ebenso maßlos Bewunderte wie Angeseindete zu seiner Auffassung kommen mußte. Gerade in diesem letzten Abschnitt zeigt es sich nun deutlich, daß eine völlig „objektive“ Geschichtsschreibung wohl ein Ideal ist, aber wie alle Ideale unerreichbar. Und wie sollten auch denkende und fühlende Männer Persönlichkeiten und Ereignissen objektiv gegenüberstehen können, die eben nicht ins Meer der Vergessenheit gesunken sind, sondern mit denen wir uns täglich auseinandersetzen müssen, die Fleisch und Bein von unserem Fleisch und Bein von unserem Bein?

So hat Schnabel mit diesem Werke, dem wir eine denkbar weite Verbreitung wünschen, und dessen weitere Bände hoffentlich nicht allzulange auf sich warten lassen, weit mehr getan als nur eine schmerzlich empfundene Lücke in der geschichtlichen Fachliteratur auszufüllen begonnen. Er hat einen wertvollen Beitrag zur Geschichte des deutschen Geistes geliefert. Und wenn etwa eingewendet würde, durch diese ausgezeichnete Darstellung werde Kenntnis der Quellen und der großen Geschichtswerke noch mehr in den Hintergrund gedrängt als bisher, so wollen wir daran nicht glauben. Ja, wir geben uns vielmehr der Hoffnung hin, daß nicht nur der Fachmann, sondern auch der Laie, der die Geschichte unseres jetzt so schwer daniederliegenden Vaterlandes im liebenden und sorgenden Herzen trägt, durch einen solchen Führer angeregt, sich erst recht vertieft in die Geschichte und Geschichte Deutschlands, um aus ihr Belehrung und Warnung, Trost und Erhebung zu holen. Diese Wirkung seines Buches dürfte dem Verfasser die liebste sein, und wir wünschen aufrichtig, sie möge ihm in reichstem Maße zuteil werden!

Das Leibregiment „Großherzog“ im Kriege gegen Preußen 1806/07

Aus den Aufzeichnungen des damaligen Second-Lieutenant Carl von Zech

Mitgeteilt von Rolf Ley in Kassel

(Schluß.)

Am 23. Februar wurde Dirschau nach schwerem Kampfe genommen, am 7. März folgte ein Zusammenstoß bei Langenau und am 10. war der Gegner endgültig in die Festung zurückgedrängt, und die Einschließung konnte beginnen. Den badischen Truppen wurde der Nordwest-Abschnitt zugewiesen. Der Verteidiger war sehr rege, der Kommandant, General Kalkreuth aus anderem Holze geschmückt als Oberst v. Ingersleben, der Küstrin so schmählich übergeben hatte. Ausfall folgte auf Ausfall, und der badische Abschnitt in Gegend Wonneberg-Schidlich war häufig das Ziel dieser Vorstöße. Am 26. März machte der Feind einen Ausfall nach allen Seiten und drängte die Vorposten zurück. Das II. Batt. marschierte auf dem Plateau en Front auf und hielt eine halbe Stunde lang eine Canonade von 6 Pfündern aus. Dem Gemeinen Schmidt wurde der Bauch aufgerissen, Unterofficier Doxie erhielt einen Prellschuß, dem Gemeinen Hartmann wurde das Bein abgerissen, Küstner bekam einen Schuß in die Seite. Corporal Stubany hielt mit 6 Mann eine 2malige Charge der Cosacken aus, die einmal mit 40, das andere Mal mit 60 Mann auf ihn einprengten. Am 3. April kam der Erbprinz Herzog Carl. „Im nämlichen Augenblick, wie das Batt. die Revue vor Sr. Hoheit passierte, attackierte der Feind von Langenau.“

Kämpfe und Krankheiten hatten das Regiment so mitgenommen, daß es „am 5. April provisorisch in 1 Bataillon formiert wurde“. Wieder solaten Ausfälle und Gegenstöße, eine Schanze am Hagelsberg stand im Brennpunkt der Kämpfe. Aber langsam sah sich der Verteidiger von einem Außenwerk nach dem anderen vertrieben, und am 16. konnte die dritte Parallele eröffnet werden. Am 18. legte sich eine feindliche Fregatte bey Weichsel-

münde vor Anker und wollte unseren Batterie-Bau durch ihre Canonade verhindern, mußte aber schwer beschädigt wieder in See gehen.“ Wütender Schneesturm verhinderte vom 19. bis 21. April jegliches Arbeiten. „Am 22. kamen Ihre Hoheit, der Erbprinz Herzog in die Tranchéen. In der Nacht vom 23. zum 24. fing das Bombardement aus den bereits etablierten Batterien an. Des Morgens 10 Uhr wurde sodann ein Parlamentär in die Festung geschickt, dieselbe aufzufordern. Aber es kam negative Antwort.“ So schnell gab der zähe Verteidiger nicht nach. Wieder und wieder brach er vor. „In der Nacht vom 28. drang er bis in den Bogen der 3. Parallele, vernagelte eine Haubitze, wurde aber schließlich mit bedeutenden Verlusten zurückgetrieben. Der Corporal Hahler vom Regiment Erbprinz Herzog zeichnete sich hierbei besonders aus. Mit 32 Mann hielt er sich in der äußersten Spitze der Bogenschanze, da er schon durch preussische Grenadiere im Rücken umgangen war, ließ er durch einen bey ihm befindlichen Tambour des 19. Linien-Regts. Sturm marsch schlagen und zwang den Feind zur Retirade. In der Nacht vom 7. zum 8. May wurden der Holm und die Goldschlange genommen, gegen 600 Mann gefangen und über 300 getötet. Die Sappe wurde bis an die Pallisaden des Hagelsberg geführt und der bedeckte Weg zu couronnieren angefangen. Dabei wurden feindliche Mineure zu Gefangenen gemacht.“ Langsam neigte sich die Waage auf die Seite des Angreifers. Ein Entsatzversuch bei Weichselmünde scheiterte am 14. Mai.

Endlich hielt Marschall Sessébre die Festung für sturmreif. „Den 21. abends sollte gestürmt werden. Die ganze Division war zur Unterstützung des rechten Flügels am Hagelsberg, wel-

den der General Menard mit dem I. Batl. des 19. Linien-Regts. selbst führte, bestimmt. Die Regimenter marschierten in die Tranchéen. Ein apartes Commando von 150 Mann unter Anführung des Capitain Rechter war an die Spitze der Stürmen bestimmt. Die beyden Junker, v. Bleirer und Reichenstein meldeten sich auch mit zum Sturm beordert zu werden. Während die Generale noch mit Aufstellung ihrer Colonnen beschäftigt waren, verlangte der Feind zu capitulieren. Die Regimenter marschierten abends 11 Uhr in ihre Vivonaques zurück. Dem Waffenstillstand der folgenden Woche folgte am 27. Mai die Capitulation der Festung, aber unter den ehrenvollsten Bedingungen. Am 27. marschierte die preussische Garnison mit fliegendem Fahnen und klingendem Spiel aus, und vom 10. Armée-Corps rückten unter eigener Anführung des Reichsmarschalls die von ihm gewählten Regimenter in die Stadt ein. Von der Großherzoglich Badischen Garnison waren die Husaren und das Leibregiment benannt. Am 28. kamen unter eigener Anführung Sr. Hoheit, des Erbgroßherzogs, die übrigen Regimenter der Division nach. Der Grabenkrieg in dem außergewöhnlich kalten Frühling hatte auch die Belagerer böß mitgenommen. „Nun haben wir es doch endlich“, schreibt v. Zedl noch am Abend des Einmarsches an seinen Vater, „nachdem wir lange genug alles Elend, das uns treffen konnte, ausstehen mußten. Verlumpyt und halb verhungert sieht jeder fast um 10 Jahre älter aus, und durch die Strapazen ist alles ganz entkräftet. Und dazu haben wir es hier bey weitem schlechter, als in Stettin, denn durch die lange Belagerung herrscht großer Mangel, die Umgegend ist ganz ausgeleert, und von der See lassen die Engländer nichts herein. Danzig ist gegen Stettin eine äußerst lebhaft Stadt, mit überben alten Gebäuden. Am Langen Markt und auf der Breiten Straße sieht man die meisten schönen Häuser. Sie sind oft 5- bis 7stöckig, haben aber gewöhnlich nur 3 bis 4, oft nur 2 Fenster Breite. Der gegen die See liegende Teil der Stadt hat am meisten durch die Canonade gelitten, obgleich die Stadt auf Befehl des Kaisers äußerst geschont wurde. Wie man hört, soll Danzig Freye Reichsstadt oder an Pohlen abgetreten werden.“ Wenn es also auch keine „Spedantiere“ waren, die 7 Wochen Ruhe in Danzig laten Wunder bei den mitgenommenen Truppen. Ersatzmannschaften füllten die Lücken aus, der inzwischen abgeschlossene Frieden mit Preußen gab berechtigte Hoffnung, auf baldige Rückkehr in die Heimat. Aber auch Wolltöne mischten sich in die freudige Stimmung. „Man sieht gewiß allerley Elend aus, aber es ist doch ein säßigeres und freyeres Leben, solange man vor dem Feinde liegt, gerade reden und handeln darf, und nicht von jedem, der seinen Leidnam bey solchen Gelegenheiten auf Nr. Sicher bringt, sich schiltanieren lassen muß. Das Wort Frieden wirkt wie Frühlingregen, jene kommen, einer nach dem anderen wieder hervor-getrohen!“

Am 17. Juli kam endlich der ersehnte Befehl, am nächsten Morgen nach Stettin aufzubrechen. Große Freude, die aber bald bitter enttäuscht wurde. England und Schweden hatten sich dem Friedensschluß nicht angeschlossen, die badische Division war mit zur Belagerung von Stralsund bestimmt. Ueber Stolp — Köslin — Stettin — Pasewalk und Friedland traf das Regiment am 5. August in Wismar ein. Hier sind wir schon wieder im Lande des Hungers, vor Bettlern kann man keine Schritt gehen. Ich liege bey einem Obersförster im Logis, der schon 4mal geplündert wurde. Wir werden in preussischem Geld bezahlt, und hier wollen die Leute den pr. Thaler nur zu 1/2 mess. Thaler annehmen, so verlieren wir also gar zu viel. Man gibt uns weder Belagerungs- noch Winterdonneur, welches — da wir uns im Lager vor Danzig durch Monate ganz auf eigene Kosten erhalten mußten — gewiß sehr unbillig ist. Dauert der Krieg noch lange, werden wir wahrscheinlich nicht einmal mehr unsere Wägel erhalten.“

Dieses Mal schritt die Belagerung rasch vorwärts. „Am 15. gab das Regiment 300 Mann zu Tranchée-Arbeiten ab. Am 19. stellte es die Tranchée-Wache und marschierte mit fliegenden Fahnen und klingendem Spiel ein. Die Fahnen wurden auf dem Wall aufgestellt und beyde durch das lebhaft Kartätschenfeuer der Schweden mehrfach getroffen. Wir wurden die Nacht über noch tüchtig von ihrer Artillerie bedient, haben aber nur 10 Mann verlohren, allein die Franzosen, welche arbeiteten, hatten bedeutende Verluste.“ Der Widerstand ließ bald nach. „In der Nacht vom 20. zum 21. schiffte sich die schwedische Garnison nach Rügen und Dachsholm über. Die Tore der Festung wurden durch ein Detachement Sappeure, welche durch den Graben schwammen, aufgesprengt. Stralsund wurde den 21. abends besetzt. Eine Compagnie der Grenadier-Garde marschierte mit ein.“

„Am 24. erhielt die Bagage und das grobe Geschütz Marschbefehl nach Magdeburg.“ Für die Truppe aber wurde es noch nichts mit der Heimkehr. Am 15. September kam man zwar nach Stettin zurück, von da aus wurden die Badener aber wieder in Gegend Köslin verlegt, „um die Cantonnements in der Obaine gegen General Plücher einzunehmen“, der sich auf das preussisch vertriebene Kolberg stützte. In Kampfhandlungen kam es jetzt nach dem Friedensschluß natürlich nicht mehr. Im Gegenteil, es bildete sich ein ganz freundschaftlicher Verkehr zwischen den bisherigen Gegnern heraus. „Am 2. October ging ich nach Köslin, um daselbst die Gelder für das Bataillon zu lassen. Wir speinten im Hotel mit einer Gesellschaft preussischer Officiers. Am Abend war ich in der Messouree.“ Aber sonst hatte das Regiment nichts

zu lachen. „Auch hier ist alles ausgeplündert. Wir sind alle völlig abgerissen, meine Kleider sind nur noch Fetzen, die Stiefel nur durch Fäden zusammengehalten.“

Endlich wurde die badische Division abgelöst und am 30. September wieder nach Stettin verlegt. „Am 14. October paradierte die ganze Garnison vor dem Gouverneur, um den Jahrestag der Bataille zu Jena zu feiern. Wir marschierten durch das Berliner Thor auf die Ebene jenseits der großen Pallisadierung. Der rechte Flügel lehnte sich an das Fort Preußen, Front gegen die Festung. 1. Treffen: Franzosen und Leibgrenadier-Garde, 2. Treffen: Leibreg. und Regt. Markgraf Louis.“ Aber diese Einigkeit der Verbündeten bestand nur scheinbar und nur auf Befehl. In Wirklichkeit war das Verhältnis zwischen den deutschen Rheinbundtruppen und den Franzosen mehr wie schlecht. Zu offenkundig hatte das französische Obercommando seine Landsleute vorgezogen. Die besten Quartiere, Verpflegung, Auszeichnungen, immer war alles diesen in erster Linie zugute gekommen. „Nur Officier-Corps hat den Commandeur gebeten, keinen zum Orden vorzuschlagen, denn die bisherige Antheilung war so, daß er für keinen, der ihn verdient hätte, Interesse haben könnte.“ Bald kam es zu offenen Reibereien zwischen den Mannschaften. „Gestern Abend und heute Nacht (8. 11.) fielen Schlägereien zwischen unseren Leuten und den Franzosen vor, wobei die Franzosen meistens weichen mußten. Ein paar von ihnen blieben todt, und gegen 20 sind beyderseits blessirt. Unter anderem haben unsere Leute 3 Franzosen zur oberen Etage zum Fenster hinausgeworfen.“

Einmal noch forderte das unerbittliche Kriegsrecht sein Opfer. „Der Mousquetier Nagel vom Regiment wurde, als zum Feinde von den Vorposten desertiert und wieder atrapierter Deserteur, am 4. November hingerichtet. Ich glaube nie, daß es möglich wäre, einem gewissen Tode so standhaft entgegen zu gehen, als wie es dieser arme Purische tat. Denn noch im letzten Augenblick, als schon auf ihn angeschlagen war, konnte man weder das geringste Bittern, noch Veränderung der Gesichtsfarbe an ihm bemerken. Die ganze Garnison rückte dazu aus.“

Doch nun wurde es wirklich Ernst mit der Heimkehr. „Am 12. November erhielt das Corps Ordre, über Berlin nach Bayreuth abzugehen. Schon am folgenden Tage marschierte die 1. Brigade, bestehend aus dem Generalstab, den Regimentern Großherzog und Markgraf Louis, 1/2 reitenden Batterie und 1 Batterie Infanterie sowie einem Detachement Cavallerie morgens um 7 Uhr von Stettin ab.“

„Am 18. marschierten wir um 1/10 Uhr in Berlin ein.“ Gegen das damals knapp 10000 Einwohner zählende Karlsruhe war Berlin freilich eine große Stadt. „Berlin ist durchweg sehr hübsch gebaut, die Straßen breit und das Pflaster gut und reinlich. Die Häuser sind meist 3- und 4stöckig und in dem äußeren Theil in neuem Geschmack gebaut. Ich ging durch die Leipziger Straße, welche ungefähr eine gute halbe Stunde lang und mit den schönsten Palästen geziert ist. Von da kommt man in die Friedrich-Straße, die ungefähr eine Stunde lang ist. Der Friedrich-Wilhelms-Platz ist mit den Statuen der Generale Friedrichs des Großen geziert. Die sogenannten Linden, eine breite und lange Straße, deren Mitte eine flache Lindenallee schmückt, gewährt ebenfalls einen angenehmen Spaziergang. Ich besuchte die Porzellan-Manufaktur und das Schloß. Letzteres ist zwar alt, aber die Säle superb, besonders der Weiße Saal mit den Statuen aller Markgrafen von Brandenburg bis auf die Könige in alt-römischer Tracht. Das Dranienburger und Brandenburger Thor sind neu, letzteres wurde seiner Fierde, des Sonnenwagens, beraubt. Dort nahmen wir uns eine Chaise und fuhren durch den Thiergarten nach Charlottenburg.“ Am 19. mittags kam das Regiment nach Potsdam. „Ich versäumte nicht, das Grabmal Friedrichs des Großen in der Soldatentirche zu sehen und das Schloß Sanssouci. Hier zeigte man uns die kleine Gallerie und die Handbibliothek des Königs, sowie das Zimmer, in welchem Friedrich der Große gestorben ist.“

Ueber Bittenberg — Leipzig — Altenburg kam das Regiment am 29. November nach Schleiß. „Mit Oberstl. v. Stockhorn fuhr ich abends per Post nach Zeitz zu Herrn v. Plotz, der uns im vergangenen Jahre so vortrefflich aufgenommen hatte.“ „Am 30. rückten wir in unsere Cantonnements um Bayreuth.“ Doch nur knapp eine Woche lag die Truppe in dem jetzt bairisch gewordenen Gebiet, dann kam wirklich die letzte Etappe der Heimkehr. Am 10. verließ das Regiment Ansbach. „Am 15. war Sonntag in Hestbrunn. Die Oberstleutenants v. Neuenstein und v. Stockhorn sowie Major v. Franken erhielten das Ritterkreuz des Militär-Verdienst-Ordens. Die ganze Garnison trat hierzu en Reue auf dem Marktplatz an. Am 17. defilierte das Corps en Parade vor der Frau Markgräfin in Bruchsal und wurde von Sr. Hoheit, dem Herrn Erbgroßherzog, empfangen. Am 18. December mittags rückte das Corps endlich in seiner Garnison Karlsruhe wieder ein. Am Schloß wurde vor Sr. Königl. Hoheit, dem Herrn Großherzog, defiliert.“

Nun ein Sechstel von denen, die vor über einem Jahre ausgezogen waren, kehrte nicht mehr heim. Ihre Knochen modereten in den pommerischen Gefilden oder vor den Wällen von Danzig und Stralsund. Die Ueberlebenden hofften auf eine friedliche Zukunft, aber nur wenige sollten die Kriegstürme der nächsten 8 Jahre überleben. Lt. v. Zedl war einer der wenigen Glücklichen. Aus russischer Gefangenschaft kehrte er 1814 glücklich heim. Was er dort erlebte, davon einmal später.

Ludwig Finckh / Das Mahl zu Böhlingen

Der Weismann heißt, oder Hirt, Hefe, Prutscher, Bülle, von dem weiß man in der Hori, man muß ihn nach Böhlingen hinein-tun. Wie ein Grundler nach Langenmoos gehört, ein Pöble und Hangartner nach Wangen, ein Hoffer nach Hemmenhofen, ein Haberstock nach Dehningen. Es gibt aber auch Namen, die mehreren Horiorten gemeinsam sind, wie Böhner, Ruf, Stoffel, Graf, Scheu, Sieber, Gasser. Könige gibt es allenthalben, nicht bloß in Böhlingen, mehr als Bauer und Bürger.

Der mächtige Waldriicken des Schienerbergs teilt die Halbinsel Hori, auf der diese Namen gewachsen sind, in eine nördliche und eine südliche Hälfte. Auf der südlichen liegen die fruchtbaren Ortschaften gegenüber der Schweiz von Dehningen bis Horn — sie haben die besonderen Lasten der Grenzmark zu tragen — Zollposten Deutschlands —, auf der nördlichen liegen die nicht weniger ertragreichen von Gundholzen bis Böhlingen. Nur oben ganz auf der Höhe thront das Walddorf Schienen.

Beide Abfalltäler des Schienerbergs sind von Flufläufen bespült, das südliche vollaus vom Rhein und vom Untersee, das nördliche nur zu einem schmalen Streifen vom Donauflüßchen der Aach; der Schienerberg ist gewissermaßen Wasserscheide zwischen Rhein und Donau — nur daß auch diese Donau stracks bei Moos in den Rhein hineinfließt.

Eine besondere Rolle in der Hori hat in vergangenen Jahrhunderten das große Dori Böhlingen gespielt. Der Schienerberg war immer ein begehrtes Jagdgebiet der Herren am See gewesen, auf Hirsche und Säuen, und der Fürstbischof von Konstanz, der zu Meersburg residierte, ritt mit seinen Gärten mit Vorliebe auf den Schienerberg, um des edlen Waidwerks zu pflegen. Einen Büchsenpanner hatte er zu Böhlingen sitzen und Jagdhunde im Zwinger dort.

Das Jagdland Hori war von alters her in drei Herrschaften geteilt, in die Vogteien Böhlingen, Gaienhofen und Dehningen. Aber während die Herrschaft Dehningen nur diesen Ort mit Oberstaad und Kattenhorn umfaßte, die Herrschaft Gaienhofen nur Gaienhofen, schloß die Herrschaft Böhlingen acht Dörfer in sich, nämlich Böhlingen, Lantholzen, Moos, Bettmanng und Jznang, Weiler, Gundholzen, Horn. Die letzten vier wurden 1535 zur Herrschaft Gaienhofen gezogen.

Der Löwenanteil in der Hori gehörte also zu Böhlingen. Wie in Gaienhofen hatte der Bischof ein Schloß dort, ein Jagdschloß, und wie in Horn einen Kellhof, einen Fronhof, sein Obervogt sprach Recht in der hohen und niederen Gerichtbarkeit. Manchen Strich und Dieb aus der Hori und aus anderen Gegenden sah der Galgenberg von Böhlingen baumeln — wo die von Dehningen und Gaienhofen gehängt wurden, ist unbekannt — und die alte Linde von Böhlingen, die vom Novembersturm 1930 niedergelegt wurde, hatte die Grafen von Sulz, die Herren von Salem, die Herren von Homburg und viele Bischöfe von Konstanz unter ihren Zweigen tafeln gesehen. Dies waren die einstigen Herren von Böhlingen.

Nur zwei Horiorte waren dem Konstanzer Bischof nicht untertan — Wangen, das den Herren von Ulm auf Schloß Marbach gehörte, und Hemmenhofen, das dem auf Schweizer Seite über dem See gelegenen Kloster Feldbach zugefallen war. Uebrigens hatten die Landgrafen von Nellenburg auf dem

Schienerberg ebenfalls Jagdrechte und in Gaienhofen das Hochgericht, und verschiedene Grenzsteine mit den Nellenburgischen Hirschtangen und dem Bischofswappen ragen noch heut im Wald.

Die niedere Gerichtsbarkeit hatte für leichte Vergehen nicht allzuschwere Strafen ausgesetzt, ein Friedbot, einen Rämfer (das war ein Küffel, eine Nase), Wallfahrten, Fronen, Rute und Ochsenfüßel, Spanischen Mantel, Schnabel und Geige. So berichtet Pfarrer Weismann in seiner Geschichte von Böhlingen. — Dem Böhlinger Gericht saßen sechs Mannen aus der Hori bei, aus Horn, Gundholzen, Weiler und Jznang; es war also damals noch ein lebhafter Verkehr zwischen diesen Orten, wie auch scharfe Verordnungen gegen übermäßige Einwanderung erlassen werden mußten, denn die Hori wurde zu allen Zeiten — und nicht bloß von unerwünschten Gästen, Zigeunern und Stromern, gesucht. Schulen gab es ursprünglich nur in Böhlingen und Horn; dorthin mußten die Kinder aus den anderen Dörfern von ihren Vätern geritten werden, und sie mußten jedes täglich ein Scheit Holz in der Hand mitbringen — ein Teil der Lehrerbefoldung —, damit die Schule geheizt werden konnte. Erst später kam noch eine dritte Schule für die acht Dörfer, in Jznang, dazu. Wie hatten es die Kinder dazumal gut!

Einmal sah der Konrad Wiederhold vom Hohentwiel am Wald unter der Schrozburg Gabeln und Vöfel blinken. Der Bischof hatte mit Gästen — er war weltlicher und geistlicher Fürst — im Kastenbühl und unterm Herrentisch Säuen gejagt und ließ sie nun — es waren zarte Frischlinge darunter — am Spieß zu einem Jägermahl braten. Aber, da sie sich zur Tafel setzen wollten, klapperten Hufe, und hinterm Galgenberg vorbrachen Wiederhold und seine Reifige, um sich am Mahl zu beteiligen. Der Bischof floh durchs Moosholz nach Nadoßzell, und dem umgebenen Gast blieb sein Leibroh und das Tafelhilber in Händen. Das war der Böhlinger Bischofschmaus. — Zum Dank machte der Bischof Jakob Fugger von Kirchberg und Heidenhorn mitten im Dreißigjährigen Krieg — 1626 — eine Stiftung von 6000 Gulden zur Unterstützung von Jünglingen aus Böhlingen und Gaienhofen — treue Burschen aus diesen Orten hatten ihn auf Waldwegen ins Sichere geführt. Wohin sind diese Fuggerischen Gulden geschwunden?

Das Schloß und Amtshaus des Bischofs ist heute das von allen Kastanien umgebene Gasthaus zur Krone, das schöne Birshaus in der Hori.

Die Herrschaft Böhlingen fraß die anderen beiden auf; im Jahre 1803 wurde Dehningen und Gaienhofen dazugeschlagen. Sieben Jahre lang war Böhlingen die oberste Hauptstadt der Hori, ob es schon ein Dorf und der früheren Mauern verlustig gegangen war, und Pollo, sein Gründer, konnte noch in seinen letzten Nachkommen — Bölli hießen sie jetzt — stolz darauf sein. Bis dann 1811 die Nachbarstadt Nadoßzell die ganze Amtsherrschaft aufschluckte.

Heute sind die Hirsche verschwunden und die Wildsäuen in der Hori selten geworden. Aber immer noch acht ein seltsamer Zug von Horiorten zwischen Gaienhofen und Böhlingen hin und her, und überm Schienerberg kreuzten sich die Wege hinunter ins alte Bischofsschloß von Böhlingen.

Hermann E. Rüsse / Das Lied von der Glocke

Der Zimmermann Wohlgemut zu Uhrenmichelsbach, einer kleinen, doch betriebstamen Stadt auf dem hohen badischen Schwarzwald, schaffte eines morgens mit seinem Gesellen Urban im Glockenstuhl der Stadtkirche. Um besser an das Gebälk über der großen Mittagsglocke zu kommen, haekte er sich auf das staltliche Ding, sehr erfreut auch ob des kühlen, erzenen Sitzes; denn es machte ihm heiß. Der Gesell stand unten und reichte ihm das Werkzeug hin.

„Urban, heut schmeckt uns der Schoppen bei der Saubih,“ hatte eben der Meister gesagt, als die Glocke sich plötzlich in Bewegung setzte und recht fleißig zu läuten anfang. Der Meister, ein dünner, junger, leichter Kerl, sauste nur so hin und her in seinem glatten Reifsig, konnte sich auch nirgends richtig halten und befahl mit allerdings sparsamen Gebärden, weil jede Unachtsamkeit ihn hinabschießendern mußte, dem Urban da zu bleiben, um ihn vielleicht, wenn er herabsauste, aufzufangen.

Es war elf Uhr.

Wohlgemut verwünschte im stillen die fromme Geläutflüsterin Amalie Zuckschwerdt, um derenwillen seit hundert Jahren Freitag mittags um elf Uhr eine Viertelstunde lang geläutet wurde. Man sagte im Volksmund: die Spähleglocke läutet. Wohlgemut, der Spähle mit Sauerkraut für sein Leben gern aß, dachte jedesmal flüchtig schmunzelnd: jetzt rührt sie den Teig an, die lustige Kät, seine Frau Meisterin, und er war dann immer ein wenig verklebt in Gedanken, heute aber nicht.

Eine Viertelstunde kann eine Ewigkeit bedeuten.

Nach zehn Minuten etwa war die alte Glocke so in Schwung, daß es Wohlgemut schwindlig wurde und sich ihm der Magen umkehrte. Ein Glück, daß er leer war. Urban, der am Anfang sich den Bauch gehalten hatte vor Lachen, schien es auch nicht mehr geheimer. Wenn sich nur eine Seele gezeigt hätte, damit man das Geläut hätte abstellen können; so aber durfte er nicht vom Fleck weichen.

Langsam ließ die Wucht des Schaukelns nach und vererbte schließlich ganz. Es schlug vierel auf zwölf Uhr. Atemlos und ermattet blieb der Meister noch eine Weile sitzen. Ums Schaffen war ihm nicht mehr. Mühsam alitt er herab. Urbans Mund zuckte schon wieder zum Lachen; jetzt, da die Gefahr vorbei war, kam ihm die Sache wieder komisch vor. Auch der Meister, indem er nochmals beim Gehen die Augen zu dem Ort seiner Qual aufhob, mußte plötzlich lachen, als er sich im Geist da oben hoden sah.

„Aber so ohne war's nit“, meinte er nachher, „die Spähleglocke wird mir gedenken, solange ich leb.“

Und dann meinte er noch leise: „Wenn du's verheben kannst, Urban, dann erzähle niemand nix davon, jeder hängt einem dann was an deswegen.“

Der Urban konnte es nit verheben, und der junge Meister, der bisher unbescholten war, bekam von da ab den Uebernamen „Glockenreiter“. Und am Stammtisch, sowie ein Neuling dazu kam, hieß es mit tödlicher Sicherheit: „Wohlgemut, berich' das Lied von der Glocke.“ Er aber, jedesmal ein bißchen wütend über das Gespött, überließ das den anderen.